

Unterhaltungsblatt

417

„Augsburger Postzeitung“.

N. 30.

Freitag, den 13. April

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabber in Augsburg (Vorbefizer Dr. Max Guttler).

Tante Hanna's Geheimniß.

Original-Roman von E. von Linden.

(Fortsetzung.)

„Diese Laube habe ich extra für Sie anlegen lassen, Tante Hanna!“ fuhr die junge Hausherrin fort, „Sie dürfen bei mir Ihre Rosen nicht vermissen. Ach, die Erde ist doch schön, zumal wenn man durch ein freundliches Geschick ein Stückchen als eigenen Besitz davon empfangen hat.“

„Ja, das ist richtig,“ stimmte Hanna lächelnd bei, „Sie haben Ihren hübschen Antheil davon erhalten, ein richtiges Eden, aber im Grunde müßte ein Jeder seine eigene Scholle besitzen, da es für mich nichts Trostloseres gibt, als eine von oben bis unten mit armen Menschen vollgestopfte Miethskaserne. Die Unglücklichen lernen niemals den traulichen Begriff „Eldernhaus“ kennen.“

„Das ist wahr und in der That ein trauriger Gedanke,“ sagte Armgard, nachdenklich nach ihrem schloßähnlichen Besitz hinüberschauend. „Von dieser Seite habe ich die Sache noch nicht betrachtet, man könnte betnahe Gewissensbisse dabei empfinden.“

„Ach was,“ rief Mamsell Evers, welche sich ein Wort herausnehmen durfte, „das sind so schöne Phantastien von der Tante, die im Stande wäre, ihr nettes Häuschen dem ersten besten Tagedieb abzutreten. Ihr sieht das nun mal ähnlich, aber im Uebrigen sind es leibhaftige Luftschlößer, wie sie die Sozialdemokraten aufbauen. Denn wo sollte man wohl für das Gewimmel von armen Menschen in der weiten Welt all' die eigenen Häuser hernehmen? Aee, Fräuleinchen, sei'n Sie froh, daß Sie ein solch' hübsches Heim haben, ich bin's auch, ob'schon mir kein Stein und keine Erdrume davon gehört.“

Beide Damen stimmten der alten Mamsell bei und plauderten über andere Dinge, als Armgard beim Rollen eines Wagens plötzlich zusammenschreckte.

„Am Ende doch noch Besuch,“ seufzte sie, „man soll den Tag nie vor dem Abend loben.“

„Sie sind ganz blaß geworden,“ sagte Tante Hanna verwundert, „wer kann's denn sein? — Vielleicht irgend eine bekannte Familie aus der Stadt.“

Mamsell Evers hatte sich bereits entfernt, um den Besuch zu empfangen.

„Ich hoffte heute verschont zu bleiben,“ erwiderte Armgard, „zumal die Mehrzahl meiner Bekannten mich

noch auf der Reise wähnt. Bin so gar nicht in der Stimmung, Gäste zu unterhalten, hatte mich unfählich gefreut, mit Ihnen, meiner ältesten und treuesten Freundin, allein zu sein, — nun kommt —“

Sie stockte plötzlich, ihre Augen blickten starr, als sähen sie ein Gespenst, ihr Antlitz wurde noch um einen Schatten blässer als zuvor.

Hanna folgte erschreckt der Richtung ihres Blicks und stieß ein unwilliges Wort der Ueberraschung, das fast wie: „bodenlose Frechheit!“ klang, hervor.

„Meine Ahnung,“ flüsterte Armgard, sich stolz erhebend und ihrem sich rasch nähernden Besuch einige Schritte entgegengehend.

Es war ein hochgewachsener, sehr schöner Mann von ungefähr Anfang der Dreißiger. Ein militärisch gestuhter Schnurrbart gab ihm das Aussehen eines Offiziers in Civil, wie er sich überhaupt zu bemühen schien, eine nachlässig vornehme Haltung zur Schau zu tragen, welche ihm bei seiner tadellos stattlichen Figur sehr gut stand. Das Gesicht dieses elegant gekleideten Mannes war in der That sehr schön, nur in den Augen, deren Farbe unergründlich war, da dieselbe bald blaugrau, bald grünlich erschien, lag ein lauernder, beobachtender Ausdruck, welcher auf jedes unbefangene Gemüth abstoßend wirken mußte.

Hatten Herrn Julius Steindorfs Augen, denn dieser war der Gast, welcher soeben, mit seinem Töchterchen an der Hand, von Armgard Holten begrüßt wurde, auch in der ersten Jugend schon diesen lauernden Ausdruck besessen?

Tante Hanna legte sich bekümmert diese Frage vor und blickte ängstlich auf Armgard, deren Charakter ihr plötzlich unverständlich geworden war. Konnte ein so stolzes, selbstständiges Wesen noch immer Liebe für diesen Mann empfinden, der sie einst verschmäht hatte und jetzt nur zurückgekehrt war, um den Goldfisch auf's Neue für sich zu angeln? — Konnte die kluge Armgard sich noch immer von einer solchen Außenseite blenden lassen?

Hanna warf einen feindseligen Blick auf den eleganten Ankömmling und athmete etwas erleichtert auf, als sie die Ruhe und sichere Haltung ihrer jungen Freundin sah. Und nun begrüßte er die alte Dame mit einer wahren Hochfluth von Herzlichkeit und wunderte sich, sie noch immer in derselben Jugendfrische und kerzengeraden Haltung zu erblicken wie vor zehn Jahren,

als ein sichtbares Wunder geistiger Elastizität und Willenskraft.

Tante Hanna berührte flüchtig die dargebotene Hand und meinte trocken, daß sie nicht eitel genug sei, um solche Komplimente als ein persönliches Verdienst sich anzurechnen.

„Der Herrgott hat mir soviel Geistesfrische bewahrt,“ setzte sie hinzu, „um den hohlen äußeren Schein vom inneren Kern trennen zu können, und dafür bin ich ihm dankbar.“

„Immer noch schlagfertig,“ lächelte Steindorf, sich auf Armgarbs Aufforderung an den Tisch niederlassend. „Begrüße Tante Hanna, von der ich Dir soviel erzählt habe, liebe Lotta!“ wandte er sich dann an sein siebenjähriges Töchterchen, das, nach dem neuesten Mode-Journal gekleidet, im kurzen Damenkleide und mit den schwarz bestriumpften Beinen eine gewisse kokett studierte Haltung angenommen hatte.

Lotta setzte ihr stegreichstes Lächeln auf und näherte sich mit dem Anstand einer amerikanischen Lady der alten Dame, die sie verwundert betrachtete, ihr aber doch mit einem gewissen Mitleid, denn was konnte das Kind am Ende für diese abscheuliche Dressur, die Hand entgegenstreckte, welche die Kleine grazios ergriff und an die Lippen führen wollte.

„Bewahre der Himmel, Kind, was willst Du thun?“ rief Hanna, entrüstet ihre Hand fortziehend, „komm,“ setzte sie dann sanfter hinzu, „laß mich Deine Stirne küssen, armes Kind, wer hat Dich denn solchen Unstun gelehrt?“

„Meine selige Mama,“ erwiderte Lotta gekränkt, „die wußte genau, was sich für eine Lady paßte. Tante Armgard ist vornehm, Papa hat's mir gesagt, vornehm und sehr reich, — aber Du bist keine Lady, Tante Hanna, sondern nur eine alte und unangenehme Jungfer.“

„Das hat Dein Papa wohl auch gesagt,“ lachte Hanna mit einem gewissen Triumph in ihrem alten, guten Gesicht, während Armgard sich auf die Lippen biß, um ein Lächeln zu unterdrücken. Herr Julius Steindorf aber blieb merkwürdiger Weise ganz unberührt von der interessanten Ausplauderei seines Töchterchens, das soeben aus der Rolle gefallen war und ihn jetzt aufmerksam ansah.

„Ein schreckliches Kind,“ dachte Tante Hanna, „aber der Vater ist noch weit schrecklicher.“

„Amerikanische Erziehung, meine Damen,“ sagte Steindorf, die Kleine lächelnd lieblosend, „meine selige Frau war ein wenig zu schwach gegen dieses mit großer Energie begabte Kind, und drüben fühlt sich, wie Sie vielleicht wissen werden, jedes Kind beinahe schon in den Windeln als Lady. Ich rede natürlich von der guten Gesellschaft.“

„Natürlich,“ erwiderte Tante Hanna, welche zu Steindorf's Verdruß die Unterhaltung mit ihm ganz allein an sich zu reißen drohte, da Armgard die alte Übers fortgeschickt und die Bedienung der Gäste selbst übernommen hatte. „Ich habe von den amerikanischen Ladies hinreichend gehört, um mir ein Bild von ihnen machen zu können. Die Selbstständigkeit soll diesen Damen wohl im Blute liegen.“

„Allerdings, dieser lobenswerthe Zug geht durch alle Klassen der weiblichen Bevölkerung. Sie scheinen die Selbstständigkeit der Frau zu verabscheuen, Tante

Hanna, — ich darf Sie doch als alter Bekannter so nennen, da mir in der That Ihr Familienname nie genannt worden ist —“

„Bleiben Sie nur bei meinem Allerweltsnamen, Herr Steindorf!“

„Ich danke Ihnen. Nun also, wie können Sie eine Selbstständigkeit verdammen oder verspotten, von welcher Sie doch selber ein so leuchtendes Beispiel sind, und die von Fräulein Armgard ebenfalls glänzend verkörpert wird?“

Tante Hanna blühte ihn bei diesen Worten mit so großen verwunderten Augen an, daß Armgard laut auf-lachte.

„Ja, das ist wirklich zum Lachen!“ rief die alte Dame belustigt, „uns Beide, meine junge Freundin und mich, als Beispiele Ihrer amerikanischen Selbstständigkeit aufzustellen, ist zu närrisch, mein werther Herr! — Eine deutsche Frau bedankt sich für Ihren Vergleich, weil Ihre Ladies nur für ihr eigenes Vergnügen eine solche Freiheit beanspruchen, das strenge Wörtchen Pflicht aber gar nicht kennen. Es mag ja wahr sein, daß sie drüben viel mehr von den Männern respektiert werden und eine Amerikanerin ganz allein unangefochten die weitesten Reisen unternehmen kann, ein Vorzug freilich, dessen wir uns nicht rühmen können.“

„Also doch ein nennenswerther Erfolg jener Selbstständigkeit, weil sie dem starken Geschlecht Respekt gegen die Frau einflößt,“ lächelte Steindorf spöttisch. „Wie urtheilen Sie darüber, mein gnädiges Fräulein?“ wandte er sich dann zu Armgard, die sich mit Lotta leise unterhielt.

„Ich? — Nun, Amerika hat niemals Sympathie in mir erwecken können, Herr Steindorf, — wie ich ebenso wenig die gepriesene Selbstständigkeit amerikanischer Frauen verstehe. Ich bin mit meinem Loose sehr zufrieden und davon überzeugt, daß auch eine deutsche Frau in unserm Vaterlande ohne Begleitung unbehelligt reisen kann, da ihr andernfalls der Schutz jedes gebildeten Mannes sicher sein dürfte.“

„Ah, meine Gnädigste, da liegt ja eben der große Unterschied,“ erwiderte Steindorf lächelnd, „Sie räumen also ein, daß nur der gebildete Mann hier in Deutschland eine alleinreisende Dame gegen Rohheit und Zudringlichkeit in Schutz nehmen wird, was in Amerika der einfachste Mensch für selbstverständlich hält. Ich rede besonders von geborenen Amerikanern, da Rohheit gegen Damen, wie überhaupt gegen das weibliche Geschlecht, sofort geahndet werden, weil dergleichen nur von sogenannten grünen Eingewanderten möglich ist. Sie werden mir zugeben, mein gnädiges Fräulein, daß durch eine derartige Ausnahmestellung der weibliche Stolz, sowie eine gewisse Sicherheit der Welt gegenüber schon dem Kinde aufgeprägt werden muß.“

„Sehr begreiflich,“ sprach Armgard, „nur daß solche frühreife Kinder den Eltern sehr unbequem werden müssen. Ich würde mich vor einer derartigen Ausnahmestellung, so verlockend sie auch sein mag, ihrer Konsequenzen halber bedanken. Doch lassen Sie darüber Ihren Kaffee nicht kalt werden, Herr Steindorf,“ setzte sie mit kühler Artigkeit hinzu, „solche Streitfragen sind ebenso unnütz als unerquicklich.“

Mit großer Gewandtheit wußte Steindorf sich jetzt eines anderen Themas zu bemächtigen, indem er das landwirthschaftliche Leben Amerikas mit dem der Heimath

verglichen und sich so eingehend und zugleich so anziehend darüber zu äußern vermochte, daß Armgard mit Interesse zuhörte und selbst Tante Hanna sich davon gefesselt fühlte.

Mit einem gewissen elegischen Ton entrollte er dann ein Bild seines eigenen Lebens, weilte trauervoll an den Gräbern seiner Kinder und der Gattin, und schilderte das unbezwingliche Heimweh, welches ihm dort drüben trotz der bestmöglichten Lage keine Ruhe gelassen, da ihn nebenbei das noch stärkere Gefühl der Neue gepackt und er im Stillen gehofft habe, die väterliche Besitzung zurückkaufen zu können.

„Sie können sich nicht vorstellen, meine Damen,“ schloß er mit einem tiefen Seufzer, „welch' ein Donnererschlag die Nachricht für mich war, daß Notenhof auf einen Verwandten des letzten Besitzers vererbt worden sei, und daß dieser Brinck mein Erbe s. Z. für einen Spottpreis erstanden habe. Ich lebte drüben in dem Wahne, über kurz oder lang zurückkehren und den Besitz meiner Vorfahren antreten zu können, hoffte, daß die alten Freunde nicht dulden würden, mein Erbe in fremden Händen zu sehen, oder doch eine Verschleuderung desselben verhindern haben würden.“

„Und was, wenn ich fragen darf, Herr Steindorf, berechtigten Sie zu dieser Hoffnung?“ fragte Armgard, ihn groß anblickend.

„Nichts als der feste Glaube an die Ewigkeit einer Liebe — pardon — einer treuen Freundschaft, welche alle Mißlichkeiten und Herwürfnisse überdauert,“ antwortete der Gast mit einer tragischen Miene, die der alten Tante ein verächtliches Lächeln entlockte.

Armgard erblaßte, ob aus Jorn über die bodenlose Annahme, konnte Tante Hanna nicht ermitteln, was sie aber mit großer Unruhe erfüllte.

Tante Hanna, welche von ihrem Plaze aus die am Garten entlang führende Chaussee überblickte, nahm mit ihren noch immer recht scharfen Augen in diesem Augenblick zwei Netter wahr, welche im gemächlichen Schritt und in lebhafter Unterhaltung sich näherten.

„Sehen Sie, liebe Freundin,“ wandte sie sich an Armgard, „dort kommt Ihr neuer Nachbar, der junge Herr Marbach von Notenhof.“

Armgard warf einen raschen Blick nach der Chaussee hinüber, worauf auch Steindorf sich erhob, um, wie er bemerkte, den fremden Erben seiner väterlichen Besitzung sich anzusehen.

Als jene sich umwandte, erschroß sie über die Verwandlung, welche mit ihrem Gaste vorgegangen. Sein gebräuntes Gesicht ward erdfahl geworden, seine Augen wie verschleiert von Furcht oder Haß.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Steindorf?“ fragte sie mit unsicherer Stimme.

„O, es hat nichts auf sich, danke verbindlichst, meine Gnädige,“ erwiderte er, sich hastig über die Stirn streichend, „der Anblick jenes Herrn erinnerte mich zu grausam an meinen Verlust. — Er wird vielleicht seine Aufwartung machen,“ setzte er fragend hinzu.

„Möglich, obwohl er dazu eine passendere Zeit wählen könnte.“

„Halten Sie die Etikette auch hier jetzt so streng aufrecht, mein gnädiges Fräulein? — Dann bedauere ich aufrichtig, mich hierin ebenfalls vergangen zu haben.“

„O, mit einem Amerikaner darf man es in dieser Hinsicht wohl nicht so genau nehmen,“ bemerkte Arm-

gard lächelnd, „aber — Sie wollen schon aufbrechen, Herr Steindorf?“

Er hatte sich erhoben, seinen Hut ergriffen und verbeugte sich mit auffälliger Hast und Unruhe.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Gnädige! — aber mit diesem Herrn hier jetzt zusammenzutreffen, das würde in der That meine Kräfte übersteigen. Nehmen Sie sich einstuweilen gütigst meiner Lotta an.“

Bevor die überraschten Damen noch zu antworten vermochten, war Steindorf in einem Seitenwege verschwunden.

„Das ist also amerikanisch,“ bemerkte Tante Hanna verwundert, „haben Sie ihm eine solche Empfindelei zugekraut, Armgard?“

„Dies Wort ist wohl etwas zu hart, Tanten! — Ich kann mir keine Empfindungen bei dem Anblick des neuen Besitzers seines alten Stammgutes sehr wohl vorstellen und bedaure ihn aufrichtig. Ebenso vermag ich es in der That nicht recht zu fassen, weshalb die alten Freunde die schöne Besitzung für einen Spottpreis haben verschleudern lassen, anstatt dieselbe anzukaufen und für den —“

„Musterhaften Sohn getreulichst aufzuheben,“ fiel Tante Hanna ironisch ein, „schon gut, Kind, — der liebe Herr Julius hatte es ja auch vollauf verdient, absonderlich an dem Holten'schen Hause. Doch lassen wir das jetzt, empfangen Sie lieber Ihre Gäste, welche dort wirklich erscheinen.“

In der That näherten sich zwei Herren, von Mansfeld Evers geleitet, der Rosenlaube. Tante Hanna erhob sich ebenfalls, um den jungen Herrn Marbach, welcher ihr ja bereits bekannt war, der Herrin des Hauses vorzustellen, worauf jener mit einer Entschuldigung seinen Begleiter, einen deutschen Kaufmann aus Chicago, als seinen besten Freund, der augenblicklich bei ihm in Notenhof zum Besuch wolle, den Damen vorstellte.

„Mein Freund Warneck rechnet auf Ihre Nachsicht, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr Marbach leicht und ungezwungen fort, „daß Sie ihn nicht ob dieses lecken Eindringens für einen amerikanischen Hinterwäldler halten möchten. Er hat drüben eine Missis Prien, welche aus hiesiger Gegend gebürtig war, kennen gelernt. Die Dame soll unter Andern, wie er behauptet, auch Ihren Namen als den ihrer besten Freundin genannt haben —“

„Sie kennen doch ihren Mädchennamen, Herr Warneck?“ unterbrach ihn Armgard, sich an den Fremden wendend.

„Nein, den hat sie mir leider nicht genannt, gnädiges Fräulein,“ versetzte der Fremde, ein kräftiger Mann mit einem angenehmen, sehr klugen und energischen Gesicht. „Ich bedaure aufrichtig, sie nicht darum befragt oder denselben in irgend einer anderen Weise erfahren zu haben. Konnte damals freilich nicht ahnen, daß mir diese Kenntniß noch einmal von großem Nutzen hätte sein können.“

Die beiden Herren hatten mittlerweile auf Armgard's Aufforderung Platz genommen und den servirten Kaffee dankend acceptirt.

(Fortsetzung folgt.)

Wir bitten allerunterthänigst, Eure Majestät!

Historische Anekdote.

(Schluß.)

Endlich war er bei dem alten Lieutenant angelangt, blieb vor ihm stehen und sprach: „Das ist ein trauriges Wiedersehen, mein lieber Bachheimer. Vor kaum einem Jahr habe ich Ihnen gratulieren können zum Avancement Ihres braven Sohnes.“

„Zum Hofrath, Eure Majestät. Ich, das kind armer Häusler, von Pitt auf gedient und mein Sohn Hofrath, und jetzt todt, Majestät.“

„Ich hab' von Ihrem Unglück gehört,“ versetzte der Kaiser, „kann mir denken, wie Ihnen ist, hab' vor Kurzem dasselbe durchgemacht — mein lieber Onkel! . . . Und das ist der Ihre und das ist die Wittwe,“ wandte er sich nach einer kurzen Pause an die blasse Frau, die, erstarrt in ihrem Gramme, kein Wort über die Lippen brachte. Der Kaiser neigte sich zu ihr: „Nehmen Sie sich zusammen, dem alten Manne zuliebe; für Ihr Kind werde ich sorgen, verlassen Sie sich auf mich.“ Er legte wie segnend die Hand auf das Haupt des Kindes. Dann schritt er weiter.

Die alten Lehrer und Beamten brachten ihre Bitten vor und erhielten tröstlichen Bescheid. Die sehr beredsame Mutter mit den zwei eleganten Töchtern, der entlassene Hoflakai waren bald abgefertigt: „Ich kann Nichts versprechen, es wird schwer gehen,“ lautete die wenig verheißende Antwort, die der Kaiser ihnen gab. Nun kamen die Vorleser an die Reihe; fünf Tiroler, ein altes und ein junges Ehepaar und der Bruder des jungen Ehe Mannes. Ein hübscher, starker, treuherziger Bursche, der dem Kaiser ehrfurchtsvoll, aber freudig und fest in die Augen sah und sein kurzes, gut eingelerntes Sprüchlein resolut herunterleserte. Er schloß mit den Worten des getreuen Winkelwirthes Joseph Strauch, die dem Sprecher wohl sehr gefallen mußten, denn er brachte sie mit besonderem Nachdruck vor: „Einem Tiroler Glauben beizumessen geruhen allergnädigst belieben!“

„Was wünscht denn Ihr, meine Kinder, womit kann ich Euch nützlich sein?“

„Nichts, Majestät, wir wünschen Nichts!“ riefen sie durcheinander. „Wir sind aus Brigen, wir sind nur gekommen, um Eure Majestät zu sehen.“

„Das ist Liebe, keinem von Euch habe ich je 'was Gutes erwiesen, das ist wahre Liebe,“ sprach der Kaiser gerührt.

Was die Tiroler noch sagten, was der Monarch erwiderte, darüber hätten die beiden Damen neben ihnen keine Auskunft geben können. In ihren Köpfen erhob sich ein Brausen, wie vor dem Sturme. Ihr Kaiser, der von Gott eingesetzte Herr, der Vater seiner Völker, aber auch der Richter, der mit einem Worte über ein Menschen schicksal zu entscheiden vermag, da steht er und spricht und wird in der nächsten Minuten vor ihnen stehen und mit ihnen sprechen . . .

Und jetzt geschah's — der Kaiser trat auf sie zu. Demselben unwiderstehlichen Impulse folgend, fielen Tante und Nichte auf ihre Knie.

„Stehen S' auf! Was fällt Ihnen ein? Stehen S' auf!“ sprach der Kaiser.

Aber da hatte Seine Majestät leicht reden. Das Aufstehen ging nicht so geschwind, wie das Niederknien. Er selbst hatte dem Fräulein von Sorgenhausen die Hand

gereicht, um ihr aufzuhelfen, sie schüttelte ehrerbietig ablehnend das Haupt. Nie, niemals hätte sie gewagt, die Hand ihres Monarchen zu berühren. Der Kammerherr und der Kammerdiener sprangen herbei und richteten die Damen wieder auf. Der Erstere mußte sie dem Kaiser auch nennen, da sie aus Bestürzung über ihren Unfall die Sprache verloren hatten.

„Majestät, es ist das Fräulein v. Sorgenhausen mit ihrer Nichte, die . . .“

„Weiß schon, weiß schon,“ unterbrach ihn der Kaiser, und das gütigste Wohlwollen lag in dem Ton seiner Stimme, als er fortfuhr: „Es freut mich recht sehr, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Ihre Angelegenheit ist in Ordnung. Die Verwandten, die Sie um Ihre kleine Erbschaft bringen wollten, sind in allen Instanzen abgewiesen worden.“

Die Tante sank in sich zusammen, wie ein Fernrohr, das zugeschoben wird, die Nichte blieb regungslos, aber Beide säufelten, stammelten, jubelten wie aus einem Munde: „Majestät!“ Sogar während der Kaiser sprach, drängte sich's über ihre zitternden Lippen, mit glücklichem Danke, mit unaussprechlich liebevoller Ehrfurcht: „Majestät!“

Der Kaiser konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Er war an Ehrfurchtsbezeigungen gewöhnt, aber die beiden alten Jungfrauen schienen ihm doch ein Uebrig's zu thun.

„Ihre Sache liegt beim Hofrath Winkelsberger,“ sagte er, „zu dem gehen S' gleich hin. Sie können sich auch bei ihm bedanken, der hat sich Ihrer redlich angenommen. Aber Ihre reichen Verwandten — pfui Teufel!“

„Halten zu Allerhöchsten Gnaden, Eure Majestät,“ versetzte das Fräulein von Sorgenhausen, völlig berauscht von Glück und plötzlich so munter, als ob sie, was ihr in ihrem ganzen Leben nicht passirt war, ein Gläschen zu viel getrunken hätte. „Aber das kommt von den Kindern, Eure Majestät. Wer Kinder hat, meint, er müsse auch sonst noch Alles haben, und wer keine hat, der braucht auch sonst Nichts zu haben. Das ist so angenommen und soll keine Anklage, sondern eine Entschuldigung sein, Eure allergnädigste Majestät.“

„Schön von Ihnen, daß Sie Ihre Verwandten noch entschuldigen. Jetzt aber gehen Sie gleich zum Hofrath Winkelsberger. Und wenn Ihnen, was ich nicht hoffe, abermals unrecht geschehen sollte, dann kommen Sie halt wieder zu mir. Ich bin immer da.“

Der Kaiser nickte huldvoll und begab sich in sein Arbeitszimmer. Die Audienz war zu Ende und im Saal bald Niemand mehr zurückgeblieben, als der Kammerherr und die vor der Thür Seiner Majestät wachhabenden zwei Officiere, einer von der Arcleren- und der andere von der ungarischen Garde.

Pötzlich wurde ein lebhafter Wortwechsel auf dem Gange laut. Die sonore Bassstimme eines Gardisten und jammernde Frauenstimmen erhoben ihn. Der Kammerherr ging, um nachzusehen, was es gäbe, und sah zu seiner größten Ueberraschung die beiden alten Jungfrauen, die eben erst glückstrahlend von dannen gezogen waren, in Thränen aufgelöst vor sich stehen. Es wäre unmöglich gewesen, zu bestimmen, welche von ihnen ein vollkommeneres Bild der Hoffnungslosigkeit vorstellte.

„Herr Kammerherr, helfen Sie, retten Sie,“ rief die Tante, während die Nichte das Händeringen zur Begleitung dieser Weherufe besorgte. „Wenn wir Seine

Majestät nicht noch einmal sprechen dürfen, ist Alles verloren!"

"Alles verloren," wiederholte die Nichte in leise verhallendem Echo.

Der Kammerherr wich entsetzt zurück. "Sie sind von Sinnen, meine Damen!" brauste er auf. "Noch einmal sprechen. . . Se. Majestät haben Sie eben erst entlassen. Se. Majestät geben Audienzen von sieben Uhr Morgens an, und jetzt ist's Mittag. Noch einmal sprechen! Das heißt doch gar zu vermessen auf die Langmuth des Kaisers sündigen. Gehen Sie, meine Damen."

Er hätte eigentlich nur zu sagen gebraucht: "Meine Dame," denn das Fräulein Erwine hatte schon bei seinem ersten rauhen Worte die Flucht ergriffen. Sie war aber nicht weit gekommen, kaum zehn Schritte, die Beine hatten ihr versagt, und jetzt lehnte sie an der Wand und starrte betäubt vor sich nieder.

Die Tante hielt Stand. Ein Tropfen Gelbblutes, von irgend einem ihrer Ahnen auf sie vererbt, kam in's Kochen und machte alle anderen Blutstropfen fieden und wallen.

"Sie haben wohl die Armuth nie gekannt, Herr Kammerherr," sagte sie und richtete einen Blick auf ihn, aus dem der Jammer eines ganzen Lebens ihn traurig und vorwurfsvoll ansah.

"Doch," antwortete er, und sein Jorn sank so rasch, als er aufgestiegen war, "gut gekannt."

"In Jugendtagen wohl? Die Jugend trägt leicht an ihren Sorgen. Aber wir sind alt, wir stehen im Greisenalter vor der bittersten Noth. Es handelt sich um unser Wohl und Wehe, melden Sie uns, Herr Kammerherr!"

"Ich kann nicht," versetzte er, "es wäre gegen allen Brauch, gegen alle meine Vorschriften. Begreifen Sie doch, ich darf nicht."

"Sie dürfen!" rief das Fräulein von Sorgenhausen, "Sie dürfen sich auf die Erlaubniß berufen, die Seine Majestät höchstselbst uns gegeben hat. Kommen Sie wieder, haben Seine Majestät gesagt. Ein solches Wort löst alle Vorschriften um."

Der Kammerherr befand sich in der größten Verlegenheit. Das Glück zweier Menschen und ein Verstoß gegen den Hofbrauch. Er wußte, was dem Kaiser mehr galt. Nach einem letzten, schweren Kampfe entschloß er sich: "So warten Sie denn," sagte er zu dem Fräulein und betrat einige Augenblicke später das Arbeitszimmer, in dem der Monarch am Schreibtische saß, mit dem Durchlesen der in Empfang genommenen Bittgesuche beschäftigt.

"Eure Majestät," sagte der Kammerer zaghaft, "ich beschwöre ehrfurchtsvoll, mir zu verzeihen. Die zwei alten Fräulein, auf die huldvolle Erlaubniß Eurer Majestät bauend, wagen es. . ." Er stockte.

"Was denn? Was wollen sie denn noch?" fragte der Kaiser mit einer Regung der Ungeduld.

"Ich weiß nicht, Majestät, sie sagen nur, Alles sei verloren, wenn Majestät nicht gestatten, daß sie sich noch einmal ihrem Kaiser zu Füßen werfen."

"Das nicht, bitt' ich mir aus! Aber lassen Sie sie in Gottesnamen herein."

Jubel ohne Grenzen! Sie flogen nur, die Alten. Auf der Schwelle aber blieben sie stehen; die zu überschreiten, wagten sie nicht.

Der Kaiser legte die Feder hin — wandte den Kopf, mußte wieder lächeln beim Anblick der Zerklü-

schung der beiden Damen und fragte: "Womit kann ich Ihnen noch dienen?"

"Eure Majestät," sprach das Fräulein von Sorgenhausen, "Eure Majestät, wir bitten allerunterthänigst, wo wohnt denn der Hofrath?"

Eine merkwürdige Namens-Reparatur.

Seitere Begebenheit im Leben Ludwigs XIV., Königs von Frankreich.

Von Dr. Humorisch.

(Nachdruck verboten.)

Verlegen wir uns im Geiste in's Jahr 1682 und in ein unheimliches Zimmer der Straße des Bourbonnais in Paris. Wenn ich sage „unheimliches Zimmer“, so ist das ganz richtig. Wohl ist das Gemach groß, lustig und hell, und mit eleganten, wenn auch sehr wenigen Möbeln besetzt. Auch fehlt es nicht an seltenen großen Zierrpflanzen. Aber — die dunkelgrünen Wände sind, statt mit schmucken Bildertafeln von Kunstwerken, mit graufigen Bildern behangen, welche uns sofort an einen Anatomiesaal erinnern; und bei weiterem, auch nur flüchtigem Umblid wäht man sich auch wirklich in einen solchen Menschenleib-Zerstücklungsaal versetzt; denn dort in der Ecke steht in einem schmalen Glaskasten ein riesiges Menschengeriß, wahrscheinlich von einem hingetrichteten Missethäter; und in einer andern Ecke befindet sich unter einem Glassturz ein großer Todtenkopf, dessen Hirnschale wie zusammengestückt erscheint. Die Kinnlade zeigt noch das volle „Gebiß“. Huh! Dieses Zähnefleischen! Greulicher Anblick!

Vor diesem Todtenkopf steht ein Mann von etwa 50 Lebensjahren, von hagerer Gestalt, mit bleichem Angesichte und schwarzen — wie tiefstimmenden Augen. Er beugt sich ganz nahe zum Todtenkopf hin und spricht: „Was grinst Du mich so an? Sei froh, daß Du gestorben bist — auf Erden nichts als Trübsal ist!“ — Tief aufathmend und keufzend kehrt darauf der Mann dem Todtenkopf den Rücken und schreitet gesenkten Hauptes das Zimmer auf und ab.

Wer ist dieser kuriose Mann? Was fehlt ihm? Ist es etwa bei ihm nicht richtig im Kopf? —

Dieser Mann ist Herr du Tarté, ein Chirurg. In jüngster Zeit hatte er Ungemach in seiner Praxis, es folgte ein Schlag nach dem andern. Einen Patienten, einen angesehenen reichen Kaufmann, hatte er unglücklich trepanirt; unter seinem Eisen war er verschieden; einen allerdings schlimmen Beinbruch hatte er schlecht geheilt; der Mann trug einen krummen Fuß davon u. s. w.

Meister Tarté meinte wohl, daß man ihm keine Schuld beimessen könne. „Unglück ist's, nicht als Unglück war es bei dem einen Fall, und beim andern trägt der ungeduldige, unfolgsame Patient die Schuld.“ — Das Schlimmste dieser unglücklichen Kurven waren für Tarté die Folgen in Bezug auf seinen Berufs-Namen. „Ein verlorener Mann bin ich, wenn es mir nicht gelingt, mir wieder Vertrauen zu erwerben,“ keufzte er. Plötzlich erhob er das gesenkte Haupt und rief: „Ich kann es! Ja, ich kann es! . . . So geht es, so muß es gehen! Freilich ist es ein fast tollkühner Plan. Allein was versucht der Mensch nicht, wenn er in die letzte große Frage — ohne Fragezeichen gleichsam geschleudert wird. Ja, Sein oder Nichtsein, heißt es bei mir ohne Frage. Ein bloßes Geschäftsvegetiren ist bei mir kein Leben. Ich

bedarf eines respektablen Einkommens und will nicht jährlich Tausende zusehen. Allerdings muß ich ein nicht geringes Opfer bringen; doch — das wird reiche Zinsen tragen, Tarté, darum lähn an's Werk, auf — nach Versailles! —

Magister du Tarté versucht es in Versailles — wo der Hof war — bei dem ersten Leibbarzte des Königs, Dr. Daquin, eine Audienz zu erhalten. Der Kammerdiener aber bedeutete dem Chirurgen kurz: „Monsieur wird sogleich seinen Morgenbesuch beim König abstaten und das Vorzimmer passiren, da können Sie ihn im Vorübergehen sprechen.“

„Im Vorübergehen?“ erwiderte du Tarté, „das genügt mir nicht. Habt doch die Güte zu melden, ich sei in einer sehr ernstlichen Angelegenheit extra von Paris gekommen, und die Sache erfordere eine längere und vertrauliche Besprechung.“ Der Diener ging; kam aber alsbald wieder mit der Antwort, Monsieur habe durchaus keine freie Zeit. du Tarté gerieth schier in Verzweiflung und sprach mit kläglichem Miene: „Ich bitte Sie eindringlichst, Monsieur doch zu sagen, es betreffe eine wichtige, unausschiebbare Sache“; dabei drückte er dem Diener so eigenthümlich freundlich die Hand, daß derselbe eine Faust machte, dabei jedoch allerliebste lächelte und forteilte. Indes Tarté noch darüber sich ärgerte, daß er seinen zauberischen Händedruck nicht sogleich versucht habe, und von ihm einen sicheren Erfolg hoffte, brachte der Diener die Meldung: „Die Audienz ist gewährt.“

Dr. Daquin, der erste Leibarzt des „großen Königs“ Ludwig XIV., empfing du Tarté mit stolzer Herablassung: „Et, Meister du Tarté, wach' ein Geheimniß haben Sie auf dem Herzen? Haben Sie vielleicht wieder eine Wundersalbe erfunden und verlangen unsere Begünstigung? Wir sagen Ihnen sogleich, wenn dieß der Fall ist, so stehen Wir nicht zu Ihren Diensten, denn Ihre berühmte Mercurius-salbe war — nicht das Geld werth, das sie Ihnen eingetragen.“

„Erlauben Monsieur, es handelt sich durchaus um nichts dergleichen.“

„Oder bedürfen Sie Unseres Rathes und Beistandes bei einer wichtigen Operation, vielleicht gar zu einer Trepanation, bei welcher Operation Sie im vorigen Jahre eine so merkwürdige Geschicklichkeit entwickelten?“ Diese letzteren Worte hatte Dr. Daquin mit sarkastischem Lächeln gesprochen.

„O Monsieur, spotten Sie meines Unglücks nicht. Ich bin eben gekommen, um an Ihr Mitleid zu appelliren. Ich bin als Chirurg ein verlorener Mann, wenn Monsieur mir nicht helfen zur“ — „Reparatur Ihres Namens, nicht wahr,“ fiel Daquin ein. — „So ist es“, entgegnete Tarté. — „Aber Wir vermögen Uns nicht zu denken, wie Wir zu dieser schweren problematischen Arbeit helfen könnten; da müssen Sie Ihr Heil schon anderswo versuchen; mit Reparaturarbeiten geben Wir Uns überhaupt nicht ab.“ — „Erlauben zu Gnaden; ich meine, unsere noch so tüchtige ärztliche Thätigkeit sei im Grunde doch auch eine Reparaturarbeit! Und — Monsieur — den Berufsnamen eines unglücklichen Mannes wieder herstellen zu helfen, zumal wenn man hiezu die Macht eines Doctor Daquin besitzt . . .“ — „Aber bedenken Sie doch (fiel Daquin ein), daß jede Macht ihre Grenzen hat!“

„Ach, Monsieur, die Hilfe, um welche ich bitten möchte, steht ganz in Eurer Gnaden Macht.“ — „Da sind Wir doch begierig, diese Bitte zu vernehmen“, sagte

lachend Daquin. — „Ich möchte Monsieur bitten, zu erwirken, daß ich Sr. Majestät unserem großen Könige zur Ader lassen darf.“ — Erschreckend prallte Daquin zurück und stotterte: „Herr, sind Sie verrückt?! Oder — oder sind Sie gar das unglückliche Werkzeug einer teuflerischen Verschwörung?“ — Erblichend vor Schrecken rief Tarté: „Um Gotteswillen! was denken Euer Gnaden?! Ich bin die unschuldigste Creatur von der Welt! Ich bin, das darf ich wohl ohne Selbstüberhebung sagen, der geschickteste Aderlasser von Paris. Wenn ich nun Sr. Majestät zur Ader lassen dürfte, dann, Monsieur — dann wäre mir geholfen.“

„Ich verstehe! Der Plan ist tief und hoch angelegt, aber — tollkühn! Und dann — selbst wenn der König einen Aderlaß nöthig hätte, so wäre ja dafür sein Leibchirurg Mgr. Marschal da.“

„O Monsieur vermögen mit Ihrem bekannten großen Geiste und mächtigen Einfluß auf Seine Majestät die fraglichen Hindernisse leicht zu beseitigen. Auch appellire ich an Euer Gnaden edles, großmüthiges Herz. Es ist ja bekannt, daß Monsieur ein so mildreicher Wohlthäter der Armen ist. Da habe ich nun zur Gewährung meiner Bitte ein kleines Opfer für die Armen — fünfzehntausend Livres — mitgebracht, die ich Monsieur zur freien Verfügung stellen möchte.“ — „Das ist Alles schön und gut. Es ist wahr; man appellirt nicht leicht vergebens an mein Herz; es ist zu weich. Ich möchte gerne allen Menschen helfen; allein in Ihrem Falle, mein Lieber, sehe ich nicht ein, wie mir das möglich werden könnte. Zwei Hindernisse, wie bereits angedeutet, stehen im Wege: die volle Gesundheit des Königs und eventuell der Leibchirurg.“ Daquin schreitet nachsinnend durch's Zimmer. Tarté: „Monsieur! Wänten Sie bei Seiner Majestät, etwa nicht einen prophylaktischen Aderlaß?“ — „Parbleu!“ fiel Daquin ins Wort, „das ist ein genialer Einfall.“ Nach einigem Nachdenken fuhr Daquin fort: „Meister Tarté, nun haben Wir es; das heißt — in thesi; ob Wir das Problem auch in praxi zu lösen vermögen werden, ist wohl noch fraglich. Indes Wir werden es sofort versuchen.“

„Zweifle nicht am Gelingen, Monsieur.“

„Nun muß ich den Frühbesuch beim Könige abstaten. Wo sind Sie abgestiegen?“ — „Im Café le Roy.“ — „Halten Sie sich zur Stelle.“ Man trennte sich, wohl zufrieden auf beiden Seiten.

* * *

Dr. Daquin erschien zum „petit lever“ (kleiner Frühbesuch) bei König Ludwig XIV., welcher seinen ersten Leibarzt zutraulich mit den Worten begrüßte: „Guten Morgen, mein lieber Daquin! — Was soll das? Sie sehen ja aus wie ein Leichenbitter! Woher diese traurige Miene? Kommen Sie vielleicht von meinem armen Herrn von Reims?“ — „Das nicht, Majestät; aber ich habe erfahren, daß es sehr schlimm mit dem lebenswürdigen Herrn Prälaten steht. Es ist für den Arzt sehr schmerzlich, wenn er bedenkt, daß Herr von Reims von diesem gefährlichen Schlaganfall verschont geblieben wäre, wenn man ihn prophylaktisch zur Ader gelassen hätte.“ — „Meinen Sie?“ — „Ganz gewiß, Majestät.“

„Sagen Sie mir doch, Daquin, welches sind die Ursachen eines Schlaganfalles?“ — „Sire! Diese sind zahlreich, da es verschiedene Arten von Apoplexie gibt. Da haben wir einen Schleimschlag; der verläuft in der

Regel tödlich; — den Blutschlag, von welchem Monseigneur de Reims betroffen. Er hatte zu viel des zähen und dicken Blutes.“ König Ludwig hält dem Leibbarzte den rechten Vorderarm hin: „Wie finden Sie meinen Puls?“ — Daquin, denselben befühlend: „Sire, der Puls ist etwas erregt.“ „Nun, das mag nichts zu bedeuten haben“, erwiderte König Ludwig. Da traten Hofcaballere ein, und Daquin zog sich vor dem Könige verneigend zurück. Er begab sich, wie gewöhnlich, zu Frau von Montespan, der (bekannten) „Freundin“ des Königs. Nach der üblichen Begrüßung sprach er hastig und gleichsam erregt: „Frau Marquise! ich komme soeben von Seiner Majestät —“ Frau v. Montespan, ins Wort fallend: „Mon Dieu! Sie erschrecken mich, Monsieur Daquin; der König ist doch nicht erkrankt?“ „Dies nicht; der König befindet sich nur zu wohl — das heißt augenblicklich.“ „Ich verstehe Sie nicht, und Sie steigern meine Beängstigung.“ „Ich muß Ihnen gestehen, daß der Schlaganfall, der den Herrn Prälaten de Reims getroffen, im Hinblick auf das körperliche Befinden Seiner Majestät mir einige Befürchtung verursacht. Der Puls des Königs hat mir heute nicht gefallen. Es ist etwas zu viel des Blutes vorhanden. Der König genießt zu viel Geflügel und Wildpret. Vorgestern haben Seine Majestät, nachdem Sie beim Souper dem Schwarzwild und dem Fasanen stark zugesprochen, noch drei Schnepfen verspeist.“ „Was ist da zu thun?“ „Frau Marquise! Wenn man dem Herrn von Reims zur Aber gelassen hätte —“ „Ich verstehe, Daquin, der König muß zur Aber lassen.“ Bei diesen Worten trat eben König Ludwig bei Fr. v. Montespan ein — zum Morgenbesuche. Er hatte die letzten Worte vernommen und sprach: „Wie! ich muß zur Aber lassen? — Frau v. Montespan, ein Ludwig XIV. muß niemals!“ — „Majestät, es können Umstände eintreten, in denen auch ein König Ludwig handeln muß — nach fremdem Willen oder Wünsche, zumal, wenn er sein Volk liebt, wie Seine Majestät, und danach trachtet, ihm sein kostbares, unerseßliches Leben zu erhalten!“

„Ich begreife. Ihr sprächet vom Falle des Prälaten und meinem etwas erregten Pulse.“ „So ist es, Majestät,“ sagte Daquin. — „Nun, ich habe mir die Sache auch überlegt, und um Sie zu beruhigen, will ich einen kleinen Aderlaß nehmen und zwar hier bei Ihnen und — sofort. Lassen Sie meinen Leibchirurgen Maréchal kommen.“ — „Sire, erlauben mir eine Meinung der Vorsicht auszusprechen. Herr Maréchal ist unzweifelhaft der vorzüglichste Chirurg des Königreichs; allein er hat eine etwas schwere Hand, und da Guer Majestät nur einen sehr kleinen Aderlaß nöthig haben, so möchte ich bezweifeln, daß Herr Maréchal in diesem Falle sicher zweckdienlich sei. Uebrigens befindet sich Herr Maréchal eben bei Herrn de Reims. Es will aber jetzt der Chirurg Magister du Tarté aus Paris hier, der mit wunderbarer Kunst zur Aber läßt.“ „Nun wohl, so lasse man ihn kommen“, sprach der König. — — Es währte nicht lange und Meister du Tarté erschien und vollbrachte seine „große“ That. Nachdem der „prophylaktische“ Aderlaß geschehen, sagte Ludwig XIV. zu seinem Leibbarzte Daquin: „Sie haben recht; Meister du Tarté läßt mit viel mehr Leichtigkeit zur Aber als Herr Maréchal.“ — —

Einige Tage später las man auf einem prächtigen

Schild in der Straße des Bourbonnais: „Meister du Tarté, Leibchirurg des Königs.“ Die „Namenreparatur“ war in ausgezeichnete Weise gelungen. Das Geschächtchen aber könnte man auch betiteln:

Was kann man doch nicht Alles fertig bringen,
Wenn klug die Worte sind und — prächtig klingen! —

Der Kukuk

steht beim Volke schon seit jeher nicht in besonderer Achtung. Heißt man doch Einen, den man nicht sehen mag: „Geh' zum Kukuk!“ oder „Hol' dich der Kukuk!“ Wenn der Spaß mit dem frechen Gassenbuben verglichen wird, so spielt der Kukuk die Rolle des heimathlosen Tagediebes. Er legt sein Ei nicht vor die Thüre eines andern Vogels, damit dieser sich des Eies erbarme, sondern er legt sein Ei direkt in das Nest anderer Vögel, und sollte kein Platz mehr dafür darin sein, so wirft er ein oder zwei andere Nester hinaus. Das sieht den schlechten Dirnen ähnlich, welche ihre Kinder Anderen vor die Thüre setzen, um sich so der Last und Plage der Erziehung zu entziehen. Der kleine Kukuk ist viel größer und gefräßiger als die Nestvögel, und doch, welche Sorgfalt verwenden seine Zieheltern auf ihn, den Eindringling, gegen dessen Einquartierung sie sich im Anfang mit dem Aufgebot aller Kraft wehrten! Diese scheinbar liebedliche Kukukseigenschaft erscheint in ganz anderem Lichte, wenn man die tiefstnige und treffende Erklärung des Jesuiten und bekannten Naturforschers P. Wasmann in den „Stimmen aus Maria-Laach“ liest. Sie verdient es, zu allgemeiner Kenntniß des Volkes gebracht zu werden. Hören wir die Lösung des Räthsels des Kukukseies:

„Forschen wir nun nach der tieferen Ursache, weshalb der Kukuk durch seinen Instinkt zum Schmarokerleben veranlagt ist. Altum (ein berühmter Kenner unserer Vogelwelt, ein geistlicher Professor an einer westfälischen Forstschule) hat schon vor vielen Jahren in vortrefflicher Weise auf das Geseß aufmerksam gemacht, das dem Brutparasitismus des Kukuks zu Grunde liegt. (Altum, Der Vogel u. s. Leben, 5. Aufl., S. 180 ff.) Der Beruf des Kukuks ist es, ein Vertilger der haarigen Raupen zu sein, die wegen ihrer Brennhaare von anderen Vögeln entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise gefressen werden. Der Kukuk verzehrt dieses Ungeziefer mit außerordentlichem Appetit und ohne Nachtheile für seine Gesundheit. Die behaarten Raupen des Prozeßionsspinners und des Kiefernspinners, der Nonne, des Weidenspinners und des Schwammspinners zeigen aber die auffallende Erscheinung, daß sie in manchen Jahren stellenweise in ungeheuren Massen erscheinen; dann kommt ein verheerender Raupenfraß, wie ihn die Nonne wiederum in den letzten Jahren verursacht hat. Es sind gleichsam Polizeistationen, die auf das haarige Raupengefindel ein wachsames Auge haben und es unter normalen Verhältnissen auch in den gebührenden Schranken zu halten vermögen. Tritt aber irgendwo eine Massenvermehrung jener Raupen ein, dann genügt die Polizei nicht mehr, es müssen Truppen verschiedener Waffengattungen mobil gemacht und an die bedrohten Punkte gesandt werden. Eine dieser Truppen sind die Schaaren der Kukuke, die sich nach den Raupenherden zusammenziehen und dort wochenlang verweilen müssen, um etwas Ergiebigeres auszurichten. Die „Raupenmonate“, in denen der Raupenfraß stattfindet, sind aber gerade zugleich die Brutmonate der Vögel.

Wäre der Kukuk gleich anderen Vögeln an die Wiege seiner Jungen gefesselt, so könnte er dem Aufgebote zur Landesverteidigung nicht Folge leisten, er müßte zu Hause bleiben und für seine Familie sorgen. Wie kann er aber vom Nestbau, vom Brut- und Fütterungsgeschäfte entbunden werden, ohne daß sein Geschlecht ausstirbt? Nur dadurch, daß er seine Eier fremden Vögeln in Pflege gibt, daß er ein Schwarogger wird.“

Wir können also das Räthsel des Kukukseies nicht lösen, ohne an die Weisheit des göttlichen Schöpfers zu glauben. Darum schließt auch P. Wasmann seine interessante Artikelserie über den Kukuk mit Recht mit folgenden Worten: „Je tiefer wir eindringen in die Geheimnisse, mögen sie nun in der Vogelwelt oder Insektenwelt, in einem Ameisenhaufen oder im tiefen Meeresgrunde sich abspielen, desto klarer erkennen wir, daß die Weisheit und Allmacht des Schöpfers durch die Ergebnisse der modernen Naturforschung verherrlicht wird.“

Allerlei.

Von russischen Postverhältnissen plaudert die „Now. Wremja“: Das Postwesen im Innern des Reiches steckt ja bekanntlich noch in den Kinderschuhen, was sowohl auf die riesigen Entfernungen als auf die Spärlichkeit der Eisenbahnverbindungen zurückzuführen ist. Es gibt daher bei uns Städte, die geographisch kaum 400 Werst von einander entfernt sind, postalisch jedoch weiter als Kiew und unser liebes Toulon. Von einem solche Städtepaare können wir absonderliche Dinge berichten. Einer unserer Freunde wohnt in Kiew und hat einen beständigen Geschäftsverkehr mit einigen Personen, die in der Nähe von Nowno, Gouvernement Wolhynien, sechs Werst von der Station Nowno, leben. Der Postverkehr mit diesen Geschäftsfreunden ist, wie unser Freund schreibt, nur durch eingeschriebene Sendungen möglich; alle ordinären Briefschaften gehen einfach auf dem Wege zwischen diesen beiden Punkten spurlos verloren — das ist schon seit Jahren hier zu Lande so der Brauch. Unser Freund beendet seine Korrespondenz gewöhnlich um 5 Uhr Nachmittags, um welche Stunde das Hauptpostamt in Kiew bereits geschlossen ist. Er gibt daher die Sendung in dem Haupt-Telegraphenamt auf. Dieses pflegt alle eingeschriebenen Briefschaften zweimal täglich, um 12 und um 4 Uhr Nachmittags, auf das Haupt-Postamt zu senden, obgleich diese Stunden durchaus nicht der Abgangszeit der Postzüge entsprechen. Vielleicht wirkt die Erledigung vor dem Frühstück und Mittag förderlich auf die Verdauung der Telegraphenbeamten. Wenn nun also unser Freund seinen Korrespondenten in Nowno einen eingeschriebenen Brief zuschickt, so nimmt dieses Ereigniß folgenden Verlauf: Am Montag um 5 Uhr Nachmittags schickt er die Briefschaften ins Telegraphenamt; am Dienstag um 12 Uhr Mittags werden sie dem Hauptpostamt überandt, am Mittwoch um 9 Uhr Morgens gehen sie mit dem Postzuge der Süd-West-Bahn nach Nowno ab, wo sie um 12 Uhr Nachts eintreffen. Am Donnerstag findet in Nowno die Sonderung der Briefschaften statt, die angesichts des spärlichen Beamtenpersonals nicht früher vorgenommen werden kann. Am Freitag um 1 Uhr Nachmittags wird aus der Stadt Nowno die Anweisung des Postamtes der 6 Werst entfernten Gemeindefverwaltung des Dorfes Nowno zugesandt, und am Sonnabend 5 Uhr Nachmittags befindet sich die Nachricht, daß ein Brief

für ihn angekommen sei, glücklich in den Händen des Adressaten. Am Sonntag findet im Postamt keine Ausgabe von Briefschaften statt, der Adressat wartet also bis zum Montag und begiebt sich dann nach Nowno, um gegen Vorzeigung der Anweisung den Brief in Empfang zu nehmen. Die Entfernung zwischen Kiew und Nowno beträgt 366 Werst (389 Kilometer). In der Zeit, die der Brief braucht, um von Kiew nach Nowno zu kommen, kann der Absender ganz bequem von Kiew nach Toulon reisen, dort auf dem Plage vor dem „Hotel de Ville“ einige Male „Vive la France“ schreien und dann gemüthlich heimkehren; wollte er aber zu Hause eine Antwort aus Nowno vorfinden, so könnte er noch einen Absteher nach Paris machen und sich dort in Ruhe Alles genau ansehen.

Goldene Zukunft.

O Deutschland, du Land der Dichter und Denker,
Was birgst du mitunter für heillose Stänker!
Da sind es die Herr'n Sozialdemokraten,
Die wissen am besten, wo saftige Braten;
Du brauchst nur zu lauschen dem Iben Geschrei
Wie köstlich das Leben im Zukunftsstaat sei.

Doch „Michel“, der dumme, der kann's nicht begreifen,
Was längst von den Dächern die Spazn schon pfeifen,
Daß Rettung allein nur möglich noch sei
In den offenen Armen der rothen Partei.
D'rein kannst, wie ein Kindlein, ein müdes, dich schmiegen!
Und daß du wohl schlummerst, so wird man dich wiegen.

Zu bald aber wirst aus dem Schlaf du erwachen,
Die klugen Genossen den „Simpel“ verlachen,
Das „unnütze“ Denken, das Manden verborben,
Das können die Herren ja selber besorgen.
Sie wollen nur Arbeit der kräftigen Hände,
Und kannst du nicht weiter, so warte auf's Ende.
Doch hör'! Auf den Himmel darfst nimmer du hoffen,
Denn der steht, nach Heine, den — Spazn nur offen.
M. M.

Königszug.

		d	m			
		n	i	r	a	
	u	ss	t	u	n	b
l	e	f	z	m	e	e
	i	w	o	i	e	l
		e	r	d	n	
		d	e			

Auflösung des Logogriffs in Nr. 28:
Wieland. Wien. Wein. Leb. Nema. Indien. Pawine. Wand.
Wind. Linde.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 29:
Nach der Arbeit das Vergnügen.